

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 11 (1970)
Heft: 21

Artikel: "Ich kämpfte für den Frieden" 4. Der Besuch der alten Dame oder : ein wahres Märchen vom Friedensklärchen
Autor: György, Ervin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092633>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich kämpfte für den Frieden»

Der Besuch der alten Dame

oder

Ein wahres Märchen vom Friedensklärchen

Von Ervin György

In seiner Inside-Story über den Weltfriedensrat erzählt Ervin György heute eine Reminiszenz, die eine repräsentative Persönlichkeit der westlichen Friedensbewegung bei einem Besuch in Ungarn zeigt. Der anekdotische Charakter der Schilderung, der uns hoffentlich von Frau Fassbinder verziehen wird, gewährt nebenbei viele Einblicke in die Art und Weise, wie die sozialistischen Staaten solche Besuche programmieren. Dass es mit dem eigenwilligen «Friedensklärchen» beim Programmieren nicht so leicht war, macht das Lehrstück auch unterhaltsam.

Im Spätsommer 1963 tagte irgendeine internationale Frauenkonferenz in Wien. Von dort erhielten wir am Sitz des ungarischen Friedensrates in Budapest einen Anruf. Die Leiterin der ungarischen Delegation meldete am Telefon, die Vorsitzende eines westdeutschen katholischen Frauenverbandes, Prof. Dr. Klara Fassbinder, übrigens eine bekannte Friedenskämpferin, habe den Wunsch geäußert, dem ungarischen Friedensrat einen Besuch abzustatten. Wir sollten dazu Stellung nehmen.

Ein Ueberraschungsbesuch wird angekündigt

Damals, zur Zeit von Chruschtschews «friedlicher Koexistenz», waren solche Anmeldungen keine Sensation mehr. So wurde auch diese Anfrage vorerst routinemässig untersucht. In unseren Karteien war nichts zu finden.

Aber dann brachte unsere Nachfrage beim Sekretariat des Weltfriedensrates in Wien eine Antwort, die uns aus der Routine herauswarf. Zunächst hiess es, dass die Dame seit Jahren um bessere Beziehungen zwischen den beiden Teilen Deutschlands bemüht sei, dass sie entschlossen für Abrüstung und Frieden kämpfe, dass sie sich für das Verbot von Atomwaffen einsetze. Allerdings trete sie auch leidenschaftlich für die katholische Kirche auf, weshalb ihr gegenüber grösste Vorsicht angebracht sei. Doch jetzt kam der wichtigste Teil der Information: Der sowjetische Friedensrat könne gewiss viel mehr über die Dame sagen. Sie sei vor kurzem in Moskau gewesen, und Chruschtschew selbst habe sie empfangen.

Aufgepasst: eine sehr unbotmässige Person

Das war nun eine Aufregung. Die Bitte einer Person, die sogar von Chruschtschew empfangen worden war, konnte natürlich nicht «irgendwie» behandelt werden.

Unverzüglich benachrichtigte man die höchsten Stellen und konsultierte die Parteizentrale. Der stellvertretende Leiter der ZK-Abteilung für Agitation und Propaganda empfahl, den Moskauer Friedensrat anzurufen. Dort war jedoch nur ein untergeordneter Funktionär zu sprechen, weil die

Chefs mit ausländischen Gästen irgendwo unterwegs waren.

Man wusste lediglich zu berichten, dass Frau Fassbinder in Moskau ziemlich unangenehm aufgefallen sei. Sie habe bestritten, dass die sowjetische Atombombe dem Frieden diene, und habe sich nicht einmal von Chruschtschew von ihrer Meinung abbringen lassen. Obendrein habe sie für die Freiheit der katholischen Kirche in den sozialistischen Ländern plädiert. Eine sehr unbotmässige Person also.

Unterdessen hatte unsere Genossin aus Wien schon zweimal angerufen und auf Antwort gedrängt. Ein Entschluss liess sich nicht mehr aufschieben. Man kam zur Ueberzeugung, eine Abweisung könne mehr schaden als der Besuch. Wir liessen Frau Fassbinder ausrichten, sie solle gestrost nach Budapest fliegen; ihr Einreisevisum bekomme sie auf dem Flugplatz.

Mir wurde die Ehre zuteil, Frau Prof. Fassbinder während ihres Besuches zu betreuen, den der Friedensrat vorläufig auf fünf Tage begrenzt hatte. Auf die sonst üblichen Dienste eines Dolmetschers oder Reisebegleiters verzichtete man.

Natürlich war ich sehr neugierig auf diese Frau, die schon im voraus solche Wirbel ausgelöst hatte. Deshalb empfand ich eine gewisse Enttäuschung, als ich sie auf dem Flugplatz erstmals sah: eine kleine, dünne, gebückte alte Dame mit schmalen runzligen Gesicht. Sie trug ein formloses dunkelgraues Kostüm und hatte ausgetretene Schuhe.

Nach schneller und separater Erledigung der Pass- und Zollformalitäten führen wir zum Hotel Gellert, wo Frau Fassbinders Zimmer reserviert war. Auf Kosten des Friedensrates, wie immer bei seinen Gästen.

Während des Nachtessens sollten wir ihr Programm besprechen. Im feudalen, strahlend beleuchteten Speisesaal erschien sie im gleichen schlichten Kleid, in dem sie angekommen war.

Wie ich meinen Schützling um die Klippe Mindszenty lotse

Ich sah der Äusserung ihrer Wünsche nicht ohne Spannung entgegen. Aber alles in allem verlief die Unterhaltung glimpflich, obwohl sie delikat begann. Denn Frau Fassbinders erste Frage galt

Frau Fassbinder und die Palmen des Westens

Im Jahre 1966 wollte der französische Staatschef Charles de Gaulle der emeritierten Bonner Geschichtspräsidentin Klara Maria Fassbinder den traditionsreichen Orden «Les Palmes académiques» verleihen, in Anerkennung ihrer Claudel-Uebersetzungen. Doch der damalige Bundespräsident Heinrich Lübke war dagegen, und die Professorin durfte den Orden nicht annehmen. Lübke bezichtigte Frau Fassbinder einer «nicht zu überbietenden Falschheit». Sie habe sich der Deutschen Friedens-Union angeschlossen und trete auf ihren zahlreichen Ostblockreisen als Verfechterin des kommunistisch gelenkten «Friedenskampfes» auf. In katholischen Kreisen jedoch gebe sie sich als fromme Katholikin aus.

Lübkes Stellungnahme löste zu seiner Zeit heftige Kritik in der deutschen Presse und im Bundestag aus. Studenten demonstrierten vielerorts gegen Lübkes «peinlichen Unsinn» (so der katholische Publizist Walter Dirks).

Als Lübke-Nachfolger Gustav Heinemann Ende 1969 dafür sorgte, dass Frau Fassbinder ihren Orden doch bekam, entsprach das mittlerweile der allgemeinen Stimmung auch in der katholischen Kirche. Kardinal Frings schrieb zum 80. Geburtstag des «Friedensklärchen» (so wurde sie erst von ihren politischen Gegnern, dann auch von ihren Freunden genannt): «Niemand, der sie kennt, kann an der Aufrichtigkeit ihrer Tätigkeit zweifeln.» Namhafte Professoren, Politiker, Priester und Publizisten leisteten ihre Beiträge zum 1970 erschienenen Büchlein «Das politische Engagement des Christen heute. Zum 80. Geburtstag von Klara Maria Fassbinder.» Hier aber ist von den Problemen die Rede, die Frau Fassbinder dem Osten stellte.

Kardinal Mindszenty. Wie es ihm gehe, und ob sie ihn besuchen könne?

Ich antwortete, es gehe ihm sicher gut, aber näheres wisse ich nicht, da der Friedensrat aus verständlichen Gründen keine Kontakte mit ihm pflege. Wenn sie ihn besuchen wolle, müsse sie sich schon mit der amerikanischen Botschaft in Verbindung setzen, die ihm Asyl gewähre.

Jetzt wollte sie wissen, ob der Friedensrat etwas dagegen hätte, wenn sie den Kardinal besuchen würde. Ich sagte, der Friedensrat würde sie daran weder hindern wollen noch hindern können: «Die Frage ist nur, ob Sie als Gast des ungarischen Friedensrates und damit im weiteren Sinne der ungarischen Gesellschaft einen solchen Besuch für taktvoll halten. Der Kardinal steht bekanntlich unserer Gesellschaft nicht freundschaftlich gegenüber.»

Frau Fassbinder gab mir recht, und das heikle Thema wurde ausgeklammert. (Nur später einmal bat sie mich, an der amerikanischen Botschaft vorbeizufahren, um zu sehen, wo der Kar-

(Fortsetzung auf Seite 6)

Zusammenhänge

Kanada a Konto

(Fortsetzung von Seite 1)

leben weder den Entführern noch ihrem Zufluchtland, sondern dem normenwidrigen Verhalten der Verantwortlichen zur Last gelegt worden wäre. Unsere westliche Gesellschaft, soweit sie nicht an der flugzeugweisen Niederlage des US-Imperialismus ihre Freude hatte, sah dieser Fahrplantrübung mit witzereissender Resignation zu. Und übersah dabei völlig, dass so nebenbei die Geiselhaltung, eines der typischen Verbrechen beispielsweise des Nationalsozialismus (auch Hitlerfaschismus genannt), zum Kavaliärsdelikt normalisiert worden war.

Lateinamerika und das Konto der Diktatur

Als sich in Lateinamerika die Geiselnführung von eigenen und fremden Staatsangehörigen samt Diplomaten mit fallweisem tödlichem Ausgang als Mittel der Guerilla-Kriegsführung etablierte, empörte sich die öffentliche Meinung der übrigen rechtsstaatlichen Welt nun doch. Gegen die diktatorischen Regimes, die mit Folterung und Ermordung politischer

Gefangener die revolutionären Kräfte zum «legitimen Gegenterror» zwangen.

Dass das beispielsweise auf Uruguay nicht zutraf, weil dort einzig und allein die Tupamaros Folterungen und Hinrichtungen als Mittel ihrer Machtausübung einsetzten, während die Polizei dafür eingesetzt wurde, unter Lebensgefahr Guerillas zu retten, die unter den Trümmern der von ihnen gesprengten Gebäude lagen, durfte natürlich unser Verständnis für die revolutionäre Notwendigkeit nicht trüben. Und dass sich Diplomaten aus Europa unter den Entführungsoffern befanden (US-Vertreter vertraten ohnehin die CIA; recht geschah ihnen), war auf die schuldhaftige Passivität unserer Länder gegenüber den lateinamerikanischen Diktaturen zurückzuführen. Wie kam man auch in Europa dazu, gegen diktatorische Länder, die eindeutig unserer Auffassung von Rechtsstaatlichkeit zuwiderhandelten, nicht wenigstens einen konsequenten kalten Krieg zu führen? Wie kamen wir dazu, mit diesen Ländern gar wirtschaftlich zu kollaborieren? So entriestete sich unser menschliches und

christliches Gewissen, als es von den Entführungen vernahm.

Besonders edel erschienen uns die Entführungen dann, wenn sie höchstens nebenbei dem Gelderwerb dienten, zur Hauptsache aber der Freilassung von politischen Gefangenen. Für uns war es schwer auszumachen, ob in Lateinamerika ein politischer Gefangener ein Mann ist, der wegen seiner politischen Gesinnung eingesperrt ist, oder ein Mann, der beispielsweise aus seiner politischen Gesinnung heraus einen Menschen (falls ein Reaktionärer diese Bezeichnung verdient) umgebracht hat. Hier eine Unterscheidung vorzunehmen, war für unser ganzheitlich progressives Bewusstsein denn doch eine etwas gar zu grosse Belastung, und schliesslich kam es ja nicht auf solche Haarspaltereien an, denn ist das politische Delikt etwa nicht auch auf politische Gesinnung zurückzuführen? Ergo waren grundsätzlich alle politischen Gefangenen Opfer der Diktatur, und so war denn die Erzwingung ihrer Freilassung eine gerechte Sache, auch wenn die leider Gottes dazu nötigen Mittel unseren eta-

Der Besuch der alten Dame

(Fortsetzung von Seite 5)

dinal lebte. Ich tat es natürlich und zeigte ihr sogar das Fenster, hinter dem er angeblich wohnte.)

Darüber hinaus hatte «die alte Dame» (so nannten wir sie im Hausegebrauch; die Assoziation lag auf der Hand, weil Dürrenmatts bewusstes Stück gerade in Budapest lief) keine ausgefallenen Wünsche mehr. Sie wollte einige «interessante Leute» treffen, soziale und kulturelle Institutionen besichtigen. Und möglichst viele Kirchen sehen.

«Ich werde dafür sorgen, dass unsere Fahrt an möglichst vielen Kirchen vorbeiführt...»

«... Und kann ich sie alle auch von innen sehen?»

«Selbstverständlich...», sagte ich etwas erstaunt. Erst kurz vor ihrer Abreise sollte sie mir vertraulich erklären, dass sie sich hatte vergewissern wollen, ob die Kirchen auch wirklich alle ihren gottesdienstlichen Zwecken dienten. Jedenfalls schritt ich mit ihr in fünf Tagen 37 Kirchen von innen und aussen ab. Wo sie nur einen Kirchturm wahrnahm, mussten wir anhalten, und wir verspäteten uns deshalb ständig. Na ja, wenigstens lernte ich die Kirchen des Landes gründlich kennen.

Improvisation Nr. 1: Der Portier weiss von keiner Klosterschule

An diesem ersten Abend gab es keine Probleme mehr. Als unsere Plauderei beim Thema des Schulwesens angelangt war, versicherte ich ihr nebenbei auf eine Frage, dass noch etliche Schulen im Besitz der katholischen oder protestantischen Kirche seien. So gebe es in Budapest selber eine von Nonnen geleitete Klosterschule.

Ich ahnte bis zum nächsten Tage nicht, welches Unheil mich wegen dieser unschuldigen Bemerkung erwartete.

Unsere Erkundungsreise sollte an jenem Vormittag um 10 Uhr mit dem Besuch eines Kindergartens beginnen.

In der Frühe ging ich noch schnell aufs Büro, um die Programmskizze für den Sachbearbeiter abzugeben. Denn in Zusammenarbeit mit den zuständigen Behörden mussten alle geplanten Besuche sorgfältig vorbereitet werden. Die passenden Institutionen waren auszuwählen und zu informieren.

Aus diesem Grunde hatte ich für den ersten Vormittag den Besuch eines Kindergartens programmiert. Solche gab es in der Stadt genug, und ein Besuch war mit den zuständigen Stellen innerhalb von Minuten zu vereinbaren.

Demgegenüber war z. B. die Genehmigung zu einem Besuch in einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft ein wahrer Hindernislauf, denn nur sehr wenige LPG waren für Ausländerbesuche geeignet. Deshalb wurden diese Besichtigungen von einem hohen Spezialbeamten im Landwirtschaftsministerium koordiniert. Um einen Termin musste man oft tagelang kämpfen.

Ich also ging frohen Mutes mit der Kindergartenadresse in den Frühstücksaal des Hotels, um Frau Fassbinder abzuholen. Sie empfing mich mit eisiger Kälte: «Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Sie mich gestern Abend falsch informiert haben. Ich habe inzwischen erfahren, dass es in Budapest überhaupt keine Klosterschule gibt...»

«Ich gebe Ihnen mein Wort...»

«Bemühen Sie sich nicht. Ich habe den Portier des Hotels gefragt. Er hat mich ausgelacht. Wie ich mir das vorstelle, eine Klosterschule im Kommunismus...»

Ich sah ein, dass hier nur noch Taten helfen könnten. Es war schliesslich nicht meine Schuld, wenn die Portiers bloss über Strip-tease-Lokale

Bescheid wussten und nicht über Klosterschulen. Also hin mit der alten Dame. Und zwar sofort. Nicht erst am Nachmittag, sonst meint sie noch, man habe ihr zuliebe rasche einige Genossinnen in Nonnenkleider gesteckt.

Vorschriften musste ich für einmal links liegen lassen. Ein unangemeldeter Besuch war doch wohl zu verantworten, um den Frieden zu retten.

«Wir fahren jetzt sofort in die Klosterschule. Sie werden bedauern, mir nicht geglaubt zu haben.»

Frau Fassbinder blinzelte mich überrascht an. Mein Chauffeur erst recht. «Unsere Marschroute lautet doch anders», murmelte er, aber er fuhr.

Eine hochgeschürzte Angelegenheit

Im Kloster erwartete uns ein eigenartiger Anblick. Es waren Schulferien, und man war eben am Einmachen von Sauergurken. Im Hof standen Tische mit Bergen von Gurken, Dill und Brotscheiben neben grossen Einmachgläsern. Die Nonnen standen dort in kurzärmeligen Hemden, die langen schwarzen Röcke hochgebunden, bis zu den Knien entblösst.

Die Verlegenheit bei unserer Ankunft war allseitig. Sie steigerte sich noch, als ich mich der herbeieilenden Aebtissin als Vertreter des Friedensrates und die «alte Dame» als ehrenwerten Gast aus der Bundesrepublik vorstellte. Die Aebtissin sprach leidlich deutsch. Ich bat sie, meinem Schützling alles Sehenswerte zu zeigen und alle gewünschten Informationen zu geben. Ich ging zurück zum Wagen, teils um mich vom Schreck zu erholen, teils um Frau Fassbinder zu zeigen, wie unbeaufsichtigt ihr Gedankenaustausch war. Dass ich sie mit der Aebtissin allein liess, widersprach zwar den Vorschriften, aber ich gönnte ihr einen ungestörten Klatsch.

Beim Friedensrat war man zuerst natürlich ziemlich aufgeregt, als ich über diese Begebenheit

blierten Vorstellungen zuwiderlaufen, das schon, natürlich, ja. Und wie die politischen Gefangenen gefoltert worden waren, das haben sie ja selbst gesagt, nach ihrer Ankunft etwa in Algerien. Im gleichen Algerien notabene, wo man Leute einzig und allein wegen ihrer politischen Gesinnung einsperrt, foltert und tötet. Aber das erklärt sich bekanntlich aus der Revolte der Armen gegen die Reichen, da muss man Verständnis haben. Algerien ist schliesslich ein Entwicklungsland wie Brasi... Verzeihung, wie Griechen... Verzeihung, wie Südvietn... nochmals Verzeihung, eben nicht wie diese, sondern eben ein progressives, wissen Sie, progressiv sind diejenigen, welche ihre militärische Ausrüstung von der UdSSR erhalten und nicht vom US-Imperialismus. Punkt.

Naher Osten und das Konto der Palästinenser

Als dann die palästinensischen Flugzeugentführungen einsetzten (den Anfang hatte die Landung einer amerikanischen Maschine in Damaskus gemacht, was mit «kubanischer» Routine erledigt worden war) und nach der Athener Etappe (und etlichen Mordanschlägen, von denen eines zum Absturz von Würenlingen führte) in einer Kollektivaktion kulminier-

ten, da lernte man nach einigen Anlernschwierigkeiten, mit Erpressern auf dem Wege internationaler Koordination und Solidarität umzugehen. Man kam zur Einsicht, dass nur das gemeinsame Vorgehen aller beteiligten Länder eine befriedigende Erfüllung der Forderungen garantierte, welche die Erpresser stellten.

Man darf ferner annehmen, dass erstmals auch die Drohung mit Repressalien zu einem gewissen Erfolg führte. Auf den Druck der vier solidarischen Länder hin wurde nämlich Israel veranlasst, ebenfalls Gefangene freizulassen. Man darf schliesslich hoffen, dass deren nächste Attentate nicht allzu viele Menschenleben kosten; die israelischen Präventivmassnahmen sollen ja den Umständen entsprechend ganz gut sein.

Dass die dringlichen Vorstellungen Richtung Tel Aviv irgendwie an die falsche Adresse gerichtet waren, entspricht emotionellen Vorurteilen, die man bekämpfen soll. Am besten dadurch, dass man sich klar macht, dass der Hang, die Schuld an den Erpressungen den Palästinensern in die Schuhe schieben zu wollen, gar keinem andern Motiv entspringen kann als reaktionär aufgeheizten antiarabischen Ressentiments. Man hat uns ferner deutlich gemacht, dass der Weg zur Lösung dieses Pro-

blems im Verständnis für das Anliegen der Palästinenser liegt. So wie sich der Zweite Weltkrieg dadurch hätte vermeiden lassen, dass die Anliegen der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei begriffen worden wäre. Hm. Nur dass es in Wirklichkeit fatalerweise so war, dass man die sudetendeutsche Frage zum Alibi nahm, gegen nationalsozialistische Rechts- und Völkerrechtsbrüche nichts zu tun. Und somit ist das vielzitierte Verständnis für die palästinensischen Anliegen nichts anderes als eine Neuaufgabe jener Alibipolitik.

Kanada und das Konto des Rechtsstaates

In Kanada nun haben die Entführungen weder den Hintergrund eines diktatorischen Regimes noch eines nahöstlichen Krieges. Das «Verständnis» muss auf ein spezifisches Gruppenanliegen gelenkt werden. Eine Gruppe, die durchaus die Möglichkeit hat, frei und öffentlich in einer demokratischen Gesellschaft für ihre Ziele zu kämpfen, hat mangels Erfolg zur Fortsetzung ihres Feldzuges zu andern Mitteln gegriffen. Sie bestraft Befehlsverweigerung mit dem Tode von Drittpersonen. Eine Gesellschaft, die sich ihren Befehlen fügt, beugt sich gesamthaft einer Henkermoral.

Christian Brügger

berichtete, aber man würdigte doch die Notlage und billigte nachträglich meine Eigenmächtigkeit. Jedenfalls hatte ich anscheinend das Vertrauen von Frau Fassbinder zurückerobert. Mir schien sogar, dass sie uns in die Karten schaute und sehr wohl verstand, wie alles vor sich ging. Oft sah ich sie verschmitzt lächeln, aber sie war in den nächsten Tagen sehr brav und hielt sich ans Programm — bis auf die obligaten Kirchenbesuche natürlich.

Improvisation Nr. 2: Was, eine geschlossene Kirche?

Das war nun fast zu schön, um wahr zu sein, und wirklich, am vorletzten Tag ihres Besuches spielte sie uns noch einen argen Streich. Am Vormittag hatten wir noch ein Spital in Szentendre, nördlich von Budapest, besucht und assen in einer gemütlichen Beiz zu Mittag.

Während ich das Essen bestellte, war mein Klärchen plötzlich verschwunden. Als mein treuer Chauffeur und ich nach einer halben Stunde schon am Rande der Verzweiflung waren, tauchte sie so plötzlich wieder auf, wie sie verschwunden war. Sie hatte eine Kirche gesehen und sie bis zum Servieren noch rasch besichtigen wollen. Leider war sie verschlossen gewesen, und da hatte sie den Dorfpfarrer ausfindig gemacht, der ihr an Ort und Stelle zeigen musste, dass die Sakramente vorhanden waren.

Die fürchterliche Improvisation Nr. 3: «Fahren wir in die erste beste Kolchose!»

Aber das kleine Abenteuer hatte Frau Fassbinders Geschmack an unvorgesehenen Eskapaden offenbar wieder geweckt.

Unvermittelt gab sie kund, sie sei am geplanten

Besuch einer Dorfschule eigentlich nicht interessiert. Sie wolle lieber eine LPG besichtigen.

«Aber wir besuchen ja morgen eine im Komitat Hajdu...»

«Eben, und das bedeutet eine Autofahrt von 400 Kilometern. Das ist mir zu viel. Ich bin müde. Also fahren wir nach dem Essen in die erste beste LPG der Nachbarschaft; es gibt ja überall welche. Und morgen machen wir dann einen gemütlichen Ruhetag.» Sie zwinkerte mir tröstend zu.

Ich verbarg meine Verzweiflung mit unendlicher Mühe.

«Na, gut. Bis Sie Ihren Kaffee getrunken haben, sage ich den Schulbesuch telephonisch ab, und dann fahren wir in Gottes Namen zur ersten besten LPG.»

Vom Postamt aus rief ich das Landwirtschaftsministerium an, und der zuständige Beamte war erreichbar. Erst wollte er von einer Improvisation nichts wissen, aber er hatte Sinn für Humor und willigte schliesslich ein. Ich gab ihm mein grosses Ehrenwort, dass meine alte Dame keine Ahnung von Landwirtschaft habe, und er fand mir eine eben noch akzeptable LPG nur 20 km von unserm Standort heraus. Er versprach mir noch, den LPG-Vorsitzenden entsprechend zu instruieren. Nur ja keine Blumen und Empfangsreden, sonst wäre alles verpfuscht gewesen.

Als wir dann eine gute halbe Stunde später in die Kolchose «Dunabogdany» (Rote Erde) einbogen (unterwegs hatte ich darüber hinweggeplaudert, dass wir doch ziemlich weit nach der ersten besten LPG «suchten»), stand der gute Vorsitzende — ein hünenhafter Bauer mit riesigem Schnurrbart — in blitzblanken Stiefeln so ahnungslos auf dem Hof, als ob er eben nach Regenwolken Ausschau halte. Der Besuch dauerte nicht lange. Im Gemüsegarten schauten wir einigen Mädchen zu, als Frau Fassbinder die Frage stellte:

«Die Kirche dort hinten — am Hügel —, gehört sie zum Dorf?»

«Ja», sagte der Vorsitzende stolz. «Das ist unsere Kirche.»

«Können wir hinfahren?»

«Warum nicht?»

Wir stiegen alle zusammen ins Auto und fuhren hin. Die kleine Frau kletterte behende die breiten Steintreppen empor, der Bauer hinter ihr. Die alte Dame bekreuzigte sich und bespritzte sich mit Weihwasser. Der Vorsitzende ebenfalls. Die alte Dame kniete nieder und vertiefte sich in ein Gebet. Der Vorsitzende ebenfalls.

Der fromme LPG-Vorsitzende: «Was tut man nicht alles dem Sozialismus zuliebe?»

Als wir dann herauskamen und ich Frau Fassbinder zum Abstieg den Arm reichte, flüsterte sie mir erregt zu:

«Das war mein tiefstes Erlebnis hier in Ungarn. Haben Sie gesehen, wie inbrünstig dieser Funktionär betet? Ein LPG-Vorsitzender und dabei so fromm. Das ist wunderbar.»

Ein bisschen verstört gab ich zur Antwort: «Religion ist bei uns Privatangelegenheit eines jeden einzelnen.»

Als die alte Dame schon im Wagen sass, sagte ich unserm Gastgeber beim Abschied:

«Wissen Sie, Genosse, wie tief Ihr frommes Gebet unsern Gast beeindruckte!»

Er drehte gemächlich an seinem Schnurrbart:

«Was tut man nicht alles dem Sozialismus zuliebe?»

Aber bis heute bin ich nicht sicher, ob diesen seinen Worten oder seinem Gebet zu glauben war.

Unsere Bauern sind eben pffiffige Leute.

(Fortsetzung folgt)